

Leseprobe aus Band 13 der edition*fünf*–

Marilynne Robinson
Haus ohne Halt

Roman

Aus dem Englischen von Sabine Reinhardt-Jost
Neu bearbeitet und mit einem Nachwort von Karen Nölle

edition*fünf*–

1. Auflage

Neuausgabe 2012

© 2012 edition *fünf*

Verlag Silke Weniger, Gräfelfing / Hamburg

herausgegeben von Karen Nölle und Christine Gräbe

im Vertrieb bei Edition Nautilus, Hamburg

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Sabine Reinhardt-Jost

Neu bearbeitet von Karen Nölle

Titel der amerikanischen Originalausgabe: *Housekeeping*, erschienen 1980

bei Farrar, Straus & Giroux, Inc, New York, NY. Der Roman erschien 1984

erstmalig in deutscher Sprache unter dem Titel *Das Auge des Sees* beim

Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln.

© 1980 Marilynne Robinson

Gestaltung, Satz und Herstellung Kathleen Bernsdorf, Hamburg

Schriften ITC Charter, Trade Gothic

Druck und Bindung Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-942374-23-1

www.editionfuenf.de

Für meinen Mann
und für James und Joseph, Jody und Joel,
vier wundervolle Jungen

6 Der Sommer, der folgte, war ein Traumsommer. Im Frühling hatte ich zuerst gespürt, dass Lucille sich mit der anderen Welt verband. Im Herbst begann ihr entschlossener, leidenschaftlicher Feldzug, sich dort heimisch zu machen. In den Zwischenmonaten hatten wir gewiss den letzten und vielleicht den ersten richtigen Sommer meines Lebens.

Er war sehr lang. Sobald das Wetter mild genug war, um zu schwänzen, von Ende März an, gingen Lucille und ich nicht mehr in die Schule. Aus Rücksicht auf Sylvie zogen wir jeden Morgen unsere Schulkleider an und liefen ein Stück in Richtung Schule. Dort wo die Bahngleise die Straße überquerten, folgten wir den Schienen, die zum See und zur Eisenbahnbrücke führten. Am Ufer, im Schatten unter der Brücke, hausten die Landstreicher. Wohl um uns zur Vorsicht zu erziehen, hatte uns Großmutter erzählt, dass ein Kind, das dem Zug zu nahe kam, leicht von einem plötzlichen Dampfstoß tödlich verbrüht werden konnte und dass Landstreicher Kinder unter ihren Mänteln verschwinden ließen und sie verschleppten. Des-

halb schauten wir die Landstreicher nur an, und sie schauten uns nur selten an.

Wir in unseren karierten Kleidern und dünnen Strickjacken und Samtschuhen und sie in ihren dunklen Mänteln mit den kleinen hochgeschlagenen Kragen und zugeknöpften Revers hätten die Überlebenden eines verschollenen Ausflugsdampfers sein können. Wir und sie hätten die Einzigen sein können, die sich aus einem verunglückten Zug für feine Leute, einem Geschäfts- oder Handelsexpress, gerettet hatten. Lucille und ich hätten zwei Kinder aus einer vielköpfigen Familie sein können, die zu ihrer Großmutter in Lapwai unterwegs waren, und sie vielleicht Abgeordnete auf Reisen oder Mitglieder einer Tanzkapelle. Dann wäre es vollkommen verständlich gewesen, warum wir an einem bitterkalten Morgen in schmutzigen und unpassenden Kleidern dastanden und wortlos aufs Wasser starrten. Doch so wie es war, kam mir der Gedanke, ihnen zu erzählen, dass unser Großvater noch immer unten auf dem Grund des Sees lag, in einem Zug, der lange vor unserer Geburt hineingestürzt war. Vielleicht warteten wir alle auf eine Auferstehung. Vielleicht hofften wir, der Zug würde mit dem Bremswagen voran aus dem Wasser auftauchen wie in einem rückwärts ablaufenden Film und dann seinen Weg über die Brücke fortsetzen. Die Fahrgäste würden ankommen, frischer als bei der Abreise, mit den Tiefen vertraut, froh über ihre Wiederkehr ans Licht, und am Bahnhof von Fingerbone mit einer Gelassenheit aussteigen, die die verblüfften Freunde beruhigte. Nehmen wir an, diese Auferstehung wäre so umfassend, dass sie auch meine Großmutter und Helen, meine Mutter, mit einbezog. Nehmen wir an, Helen würde uns mit

ihren kalten Händen das Haar aus dem Nacken streichen und uns Erdbeeren aus ihrer Tasche reichen. Nehmen wir an, meine Großmutter würde uns mit ihren flaumigen Lippen leicht auf die Stirn küssen, und dann würden sie alle durch die Straße zu unserem Haus gehen, mein Großvater noch recht jung und straff, ein wenig abseits von ihrem Geplauder wie eine schwierige Erinnerung oder ein Gespenst. Dann könnten Lucille und ich in den Wald laufen, und sie könnten unter sich von alten Zeiten reden und Sandwiches zum Lunch machen und einander Fotos zeigen.

Wenn Sylvie per Post von unserem tage- und wochenlangen Fernbleiben von der Schule benachrichtigt wurde, verfasste sie Brieflein, in denen sie die Angelegenheit mit den Unannehmlichkeiten weiblicher Pubertät erklärte. Manche dieser Briefe schickte sie ab, andere nicht. Damals fand ich, dass sie ziemlich dreist log, obwohl ihr doch eigentlich sonst jede Arglist abging. Aber vielleicht teilte sie ihnen auch nur mit, was sie uns zu sagen vergaß. Lucille war oft genug ein empfindliches, wehleidiges, verheultes Geschöpf. Ihre Kleider zwickten und kniffen, störten und ärgerten sie immer mehr. Ihre winzigen Brüste mit den kindlichen Warzen erfüllten sie mit Scham und mich mit Schrecken. Sylvie hatte mir einmal gesagt, dass Lucille vor mir erwachsen werden würde, weil sie rote Haare hätte, und so kam es auch. Während sie zu einer kleinen Frau heranwuchs, wurde aus mir ein hoch aufgeschossenes Kind. Alles Ziehen, alle Schmerzen, die ich fühlte, alles Streben zur Geschlechtsreife, alle neuen, von der Natur diktierten Rhythmen waren das Werk meiner rastlosen Phantasie.

Wir gingen in den Wald hinauf. Tief zwischen zwei Hügeln lag ein alter Steinbruch, und wir taten gern so, als hätten wir ihn entdeckt. An einigen Stellen bildete der Stein lotrechte Pfeiler, sechs- oder achtkantig und so hoch wie Baumstümpfe oder Säulen. Jeder Stein hatte an der Oberseite eine Rosette, mehrere konzentrische Kreise aus dünnen rostfarbenen Linien. Diese hielten wir für die Überreste einer alten Kultur. Vom oberen Rand des Steinbruchs konnten wir, auf Zehenspitzen, an einer schrägen Spalte entlang die Wand zu einem Viertel herunterklettern, bis wir zu einer kleinen Höhle kamen, die gerade so groß war, dass wir beide darin Platz hatten. Zwischen uns wuchs ein dickes Büschel Gras, das immer ausgetrocknet und spröde war und das wir streichelten und kraulten, als wäre es das Fell eines alten Hundes. Wenn wir hier abstürzten, wer würde uns finden? Die Landstreicher würden uns finden. Die Bären würden uns finden. *Niemand* würde uns finden. »The robin so red brought strawberry leaves«, sang Lucille oft, während wir dort saßen. Am Fuß des Steinbruchs gab es einen alten Stollen, in dem man früher wohl nach Gold oder Silber gesucht hatte. Es war nur ein rundes schwarzes Loch, eine Öffnung, nicht viel größer als ein Brunnen, und so überwuchert und von Gras zugewachsen, dass man nicht wusste, wo der Rand war. Der Stollen (in den wir nur hinunterschauten und Sachen warfen) und die Höhle übten auf uns eine große, grauisige Anziehungskraft aus.

Der Wald selbst flößte uns Angst ein. Wir mochten die kleinen Lichtungen, die abgebrannten Stellen, an denen wilde Erdbeeren wuchsen. Butterblumen sind die Verstofflichung des feuchtgelben Lichts, das man an solchen Stellen findet. (Die Butterblumen dieser Gebirgsgegend sind selten und zart, mit

großen glänzenden, strahlend gelben Blüten auf kurzen Stängeln. Die Leute graben sie mit Wurzeln und Erde aus und tragen sie wie Trophäen nach Hause. Für die frühesten schreiben die Zeitungen Preise aus. Im Garten gehen sie ein.) Aber der tiefe Wald ist so dunkel und steif und von eigenen Gerüchen erfüllt wie das Wohnzimmer eines alten Hauses. Wir wanderten zwischen den gigantischen Beinen umher und hörten hoch oben über unseren Köpfen das unheimliche, unablässige Gemurmel – wie Kinder auf einer Beerdigung.

Wir – in meiner Erinnerung spricht nichts dagegen, von Lucille und mir fast wie von einem einzigen gemeinsamen Bewusstsein zu reden, auch diesen Sommer hindurch noch, obwohl sie oft genug ruhelos und mürrisch war –, wir blieben immer im Wald, bis es Abend wurde, und wenn es nicht bitterkalt war, hielten wir uns danach am Seeufer auf und warfen Steine ins Wasser, bis es dunkel war. Manchmal gingen wir, wenn wir das Abendessen der Landstreicher rochen – ein bisschen nach Fisch, ein bisschen nach Gummi und ein bisschen nach Rost –, aber was uns zu Sylvies Haus zurücklockte, war nicht die heimische Gemütlichkeit zur Essenszeit am Abend. Nein, mich trieb die Kälte nach Hause, und die Dunkelheit gestattete Lucille, unbeobachtet durch den zerfledderten Ortsrand von Fingerbone zu gelangen. Im Grunde kam Lucille nur mit mir in den Wald, um der Beobachtung zu entgehen. Ich selbst empfand den Blick der Welt wie einen Zerrspiegel, der meine Schwester breitquetschte und mich in die Länge zog. Auch mir war es lieb, einem Scherz, auf dem so taktlos beharrt wurde, den Rücken zu kehren. Doch ging ich in den Wald um des Waldes willen, während Lucille dort zunehmend eine Verbannung zu durchleiden schien.

Wenn wir schließlich nach Hause kamen, war Sylvie stets auch da und genoss den Abend, denn so beschrieb sie ihre Angelegenheit, im Dunkeln zu sitzen. Der Abend war ihre bevorzugte Tageszeit. Sie sprach die zwei Silben mit Andacht aus, und ich glaube, sie mochte ihn so sehr wegen seiner Tendenz, die Dinge zu glätten, zu mildern. Ihr schien das Ungleichgewicht zu missfallen, das entstand, wenn man einer Welt voller Dunkelheit einen Raum voller Licht entgegensetzte. Sylvie in einem Haus war mehr oder weniger wie eine Nixe in einer Schiffskabine. Ihr war lieber, es verschmolz mit dem Element, das es eigentlich aussperren sollte. Wir hatten Grillen in der Vorratskammer, Eichhörnchen in den Traufen und Spatzen auf dem Dachboden. Lucille und ich traten durch die Tür aus schwarzer Nacht in schwarze Nacht.

Wenn es draußen kalt war, hatte Sylvie immer ein Feuer im Küchenherd brennen, wenn wir heimkehrten. Sie stellte das Radio an und summt hausfraulich vor sich hin, während sie unsere Suppe wärmte und Brot röstete. Es war schön, wenn sie uns ausschimpfte, weil wir so spät nach Hause kamen, weil wir in den Schulkleidern gespielt hatten, weil wir ohne Mantel so lange draußen in der Kälte gewesen waren.

Eines Abends in jenem Sommer saß Sylvie, als wir in die Küche kamen, im Mondlicht und wartete auf uns. Der Tisch war gedeckt, und wir konnten riechen, dass auch der Speck schon gebraten war. Sylvie ging zum Herd, schlug die Eier am Pfannenrand auf und ließ sie *zisch* ins Fett gleiten. Ich wusste, was die Stille bedeutete, und Lucille wusste es auch: An einem Abend so ruhig, so irisierend blau, so erfüllt vom Zirpen

und Rascheln der Insekten und dicken alten Hunde, die in den Nachbargärten an ihren Ketten ruckelten und schnauften – an einem so grenzenlosen und lichten Abend würden wir unsere Nähe mit verfeinerten Sinnen spüren. Ungefähr so wie wenn zwei Menschen still in einem Zimmer liegen, und der eine weiß, wann der andere wach ist.

Wir lauschten dem Kratzen von Sylvies Messer auf dem Toast, während sie die Scheiben schmierte und aufeinanderlegte, und ließen unsere Fersen leise, in einem langsamen Rhythmus gegen die Stuhlbeine klopfen und stierten durch die gewellte, blisige Scheibe hinaus in die hellere Dunkelheit. Dann fing Lucille auf einmal an, sich heftig an Armen und Knien zu kratzen. »Ich muss irgendwas berührt haben«, sagte sie und stand auf und zog an der Kette der Deckenlampe. Das Fenster wurde schwarz, und mit einem Schlag, so schien es, war das Tohuwabohu der Küche da, so weit von allem entfernt, was vorher war, wie diese Welt von der uranfänglichen Finsternis. Wir sahen, dass wir von Tellern aus Waschmittelpackungen aßen und aus Marmeladengläsern tranken. (Sylvie hatte das Porzellan ihrer Mutter in Kartons verstaut und in die Ecke neben dem Herd gestellt, für den Fall, dass wir es irgendwann einmal brauchen sollten.) Lucille hatte uns alle erschreckt, indem sie den Raum so unvermittelt in Helligkeit tauchte und damit die Berge von Töpfen und Geschirr und die beiden Schranktüren ans Licht holte, die sich aus den Angeln gelöst hatten und an den Kartons mit dem Porzellan lehnten. Die Tische und Stühle und Schränke und Türen waren Schicht für Schicht und Jahr für Jahr in einem satten Weiß gestrichen worden, doch mittlerweile war der letzte Anstrich zum Gelb sauer gewordener Sahne gealtert. Überall war die Farbe abgeblättert

und zerkratzt. Hinter dem Herd zog sich ein großer Rußfleck die Wand hinauf bis über die Decke, und das Ofenrohr und die Schränke waren mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Am traurigsten wirkte womöglich die Gardine auf Lucilles Tischseite, die zur Hälfte abgebrannt war, als ein Geburtstagskuchen zu dicht davor gestellt worden war. Sylvie hatte die Flammen mit einer alten Nummer von *Good Housekeeping* erstickt, aber die Gardine niemals ausgewechselt. Es war mein Geburtstag gewesen, und der Kuchen war eine Überraschung, genauso wie die rosa Orlon-Strickjacke mit den falschen Perlen am Kragen und das Keramik-Känguruh mit dem Farn im Beutel. Sylvie hatte die Feier sehr genossen, und vielleicht erinnerte der Vorhang sie daran.

Im Licht waren wir erschrocken und verlegen. Lucille zog noch einmal an der Kette, so fest, dass das Kügelchen am Ende gegen die Decke schlug, und dann saßen wir verlegen in einer Finsternis, die viel undurchdringlicher war als zuvor. Lucille begann mit den Beinen zu baumeln. »Wo ist dein Mann, Sylvie?«

Es folgte ein Schweigen, das etwas länger war als ein Achselzucken. »Ich glaube nicht, dass *er* weiß, wo *ich* bin.«

»Wie lange wart ihr verheiratet?«

Sylvie wirkte von der Frage ein wenig schockiert. »Nun, ich bin immer noch verheiratet, Lucille.«

»Aber wo *ist* er denn? Ist er Seemann? Oder sitzt er im Gefängnis?«

Sylvie lachte. »Du machst ihn sehr geheimnisvoll.«

»Dann ist er also nicht im Gefängnis.«

»Wir haben uns schon länger aus den Augen verloren.«

Lucille seufzte geräuschvoll und schaukelte mit den Beinen. »Ich glaube, du hast überhaupt nie einen Mann gehabt.«

»Denk, was du willst, Lucille«, entgegnete Sylvie gelassen.

Inzwischen zirpten die Grillen wieder in der Vorratskammer, das Fenster schimmerte silbrig, und der ramponierte Tisch mit dem Krimskrams darauf war von einem kühlen Ultramarin, die alltägliche Unordnung an Deck eines gesunkenen Schiffes. Lucille seufzte wieder und fand sich mit der Dunkelheit ab. Sylvie war erleichtert und ich auch. »Mein Mann«, sagte Sylvie versöhnlich, »war Soldat, als ich ihn kennenlernte. Er kämpfte im Pazifik. Genauer gesagt reparierte er Motoren und andere Sachen. Ich werde euch ein Bild suchen ...«

Zuerst stellte sich Lucille vor, unser Onkel wäre im Krieg gefallen oder verschollen und Sylvie wäre vor Trauer aus dem Gleichgewicht geraten. Sie verzieh Sylvie eine Zeitlang alles, bis diese, ständig nach einem Bild von ihrem Mann gedrängt, schließlich ein Foto von einem Seemann anbrachte, das aus einer Illustrierten ausgeschnitten war. Von da an verzieh ihr Lucille nichts mehr. Sie bestand auf Licht beim Abendessen. Sie holte drei Porzellangedecke hervor und verlangte Fleisch und Gemüse. Sylvie überließ ihr das Haushaltsgeld. Für sich steckte sie sich nur Salzcracker in die Taschen, die sie abends beim Spaziergehen aß, während sie Lucille und mich allein in der hellen Küche mit dem blinden schwarzen Fenster zurückließ.

Auch anderes an Sylvies Haushaltsführung störte Lucille. Zum Beispiel war Sylvies Zimmer noch immer so, wie es meine Großmutter zurückgelassen hatte, aber der Schrank und die Schubladen waren größtenteils leer, weil Sylvie ihre Kleidung und sogar ihre Haarbürste und das Zahnpulver in einem Karton unter dem Bett aufbewahrte. Sie schlief auf dem Bettzeug und legte sich nur eine Steppdecke über, die sie tagsüber ebenfalls

unters Bett schob. Solche Angewohnheiten (sie schlief stets vollständig angezogen, anfangs sogar mit Schuhen, und nach ein, zwei Monaten mit den Schuhen unter dem Kopfkissen) waren offensichtlich die Angewohnheiten einer Nichtsesshaften. Sie verletzte Lucilles Sinn für Schicklichkeit. Sie stellte sich vor, was einige der gepflegten, wohlerzogenen Mädchen aus der Schule, von denen sie nichts weiter als die Namen kannte und die unter gar keinen Umständen Kenntnis von solchen Details aus unserem Leben haben konnten, wohl denken würden, wenn sie die Füße unserer Tante auf dem Kopfkissen sähen (denn als Mittel gegen Schlaflosigkeit schlief sie häufig mit dem Kopf am Fußende). Lucille hatte eine Freundin, Rosette Browne, die sie fürchtete und bewunderte, und sie bildete sich fortwährend ein, mit deren Augen zu sehen. Die eingebilddete Missbilligung wirkte quälend und verletzend auf Lucille. Einmal nahm Sylvie, weil es warm war, ihre Steppdecke und ihr Kopfkissen mit nach draußen und schlief auf der Wiese. Lucille wurde rot im Gesicht, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Rosette Brownes Mutter fährt mit ihr nach Spokane zum Ballettunterricht«, erzählte sie mir. »Ihre Mutter näht alle Kostüme. Jetzt fährt sie mit ihr auch zum Cheerleading nach Naples.« Dass Sylvie bei solchen Vergleichen schlecht wegkam, war nicht zu leugnen. Mich jedoch beruhigte es, dass sie auf der Wiese schlief und hin und wieder im Auto und sich für alle Zeitungen interessierte, ungeachtet des Datums, und ihre Sandwiches mit Schweinefleisch und Bohnen aß. Mir schien, wenn sie hier wie eine Nichtsesshafte leben konnte, würde sie nicht fortmüssen.

Lucille war alles verhasst, was mit Nomadenhaftem zu tun hatte. Einmal kam Sylvie mit Zeitungen nach Hause, die sie am

Bahnhof aufgelesen hatte. Beim Abendessen erzählte sie uns, sie habe sich sehr nett mit einer Dame unterhalten, die unter Eisenbahnwaggons von South Dakota bis hierher gereist und auf dem Weg nach Portland war, wo sie dabei sein wollte, wie ihr Vetter gehängt wurde.

Lucille legte die Gabel hin. »Warum lässt du dich mit solchem Abschaum ein? Das ist peinlich!«

Sylvie zuckte die Achseln. »Ich habe mich nicht mit ihr eingelassen. Sie konnte nicht mal zum Essen kommen.«

»Du hast sie eingeladen?«

»Sie hatte Angst, den Anschlusszug zu versäumen. Es geht immer sehr schnell, wenn Leute an den Galgen sollen.« Lucille legte stumm den Kopf auf die Arme. »Sie ist seine einzige Verwandte«, erklärte Sylvie, »außer seinem Vater, aber den hat er erwürgt ... Ich fand das nett von ihr, dass sie hinfährt.« Sie schwieg einen Augenblick. »Ich würde nicht von ›Abschaum‹ reden, Lucille. Sie hat niemanden erwürgt.«

Lucille gab keine Antwort. Sylvie hatte sie missverstanden. Sie konnte nicht wissen, dass Rosette Brownes Mutter sprachlos und entsetzt von ihrer Handarbeit aufgeschaut hatte (Lucille hatte mir erzählt, dass sie gerade Geschirrtücher für Rosettes Aussteuer bestickte). Wie sonst konnten Leute von Vernunft und Anstand auf solche Geschichten reagieren? Lucille war in dieser Phase eine Mittlerin zwischen Sylvie und den zurückhaltenden, aber unerbittlichen Instanzen, die fortwährend über unser Leben richteten. Lucille sagte vermutlich so etwas wie: »Sylvie weiß nicht, dass man sich nicht mit Leuten anfreundet, die tausend Meilen weit im Liegen fahren, knapp über dem Boden, bloß um jemand am Galgen hängen zu sehen.« Und Rosette Brownes

Mutter antwortete: »Unwissenheit ist keine Entschuldigung«, worauf Rosette Browne hinzusetzte: »Unwissenheit schützt vor Strafe nicht, Mutter!« Ich glaube, manchmal versuchte Lucille als Fürsprecherin vor unsere Richter zu treten, indem sie etwa sagte: »Sylvie meint es nicht böse.« Oder: »Sylvie sieht unserer Mutter ähnlich.« Oder: »Sylvie ist sehr hübsch, wenn sie sich die Haare kämmt.« Oder: »Sylvie ist unsere einzige Verwandte. Wir finden es nett von ihr, dass sie gekommen ist.« Aber sie muss, schon während sie diese Argumente vorbrachte, gewusst haben, dass sie nicht zählten. Sie selbst betrachtete Sylvie mit Sympathie, aber ohne Gnade und ohne Nachsicht.